

ZEIT Campus

leben. studieren. arbeiten

NEUSTART

Neues Studium, neuer Job, neues Glück:
Wie du dein Leben jetzt in die Hand nimmst

NR. 2 MÄRZ/APRIL 2020
Österreich 3,40 EURO Schweiz 5,10 CHF

3,30 €



419725820330002

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT

Text: Janne Knödler

Willkommen im Club!

Unsere Autorin bekam sieben Stipendien,
ging auf ein Elite-Internat und studierte
in Kalifornien. Wie hat sie das geschafft?

Vor- und Zuname

geboren am

in

wohnhaft in

hat die Oberstufe
zum Studium an

Dem Zeugnis liegen

1. Die "Vereinbarung
(Beschluss der Kultu
2. Die "Vereinbarung
(Beschluss der Kultu
3. Die Beschlüsse zur
Oberstufe" (Beschluss
4. Die Verordnung des
der Normalform und G

FULBRIGHT KOMMISSION

Fulbright Kommission · Lützowufer 26 · 10787 Berlin

German Programs

Deutsch-Amerikanische
Fulbright-Kommission
German-American
Fulbright Commission
Lützowufer 26
10787 Berlin

22. Februar 2016

2016-2017.
uns, Ihnen mitteilen
zu diesem Erfolg.

Teilnahme am
Nominierung und der
mailen Sie uns das

te teil. Für die
Rückfragen
@fulbright.de

ichtigen gilt, wollen
eines
Einladung zum
g des Formulars

folg.

Salem, Salamanca,
Santa Barbara – das kommt
alles später. Erst mal:
Einschulung in der Nähe
von Darmstadt.

Leitlinien
zur Stipendienannahme-Erklärung



II. LEISTUNGEN IN DER

Prüfungst
1. Deutsch (4-std.)
2. ...
3. ...



Fra
Jar

»Von Stipendiaten wird etwas mehr erwartet: Bessere Noten, verantwortungsvollere Schülerämter und mehr Engagement«

Baden-Württemberg



ZEUGNIS
beinen Hochschulreife

ödler



Janne bei ihrem Abschluss in Salem (oben), der Schule im marillenen Schloss (unten), und beim Tretbootfahren auf dem Bodensee (rechts).



Sek
ung).
gymna
Fassun
rührung a
518) in



Dienstgebäude
Geschwister-Scholl-Platz 1, A 117
80539 München

Öffentliche Verkehrsmittel:
Bus: Linie 154, Haltestelle Universität
U-Bahn: Linien U3/U6, Haltestelle Universität

Schulleiterin



Wird beglaubigt.
Salem, 07.06.2011

Roland Koch gerade die Studiengebühren eingeführt und war damit in den Medien. Das Stipendium bekam ich nicht. Das war richtig so. Trotzdem war ich enttäuscht.

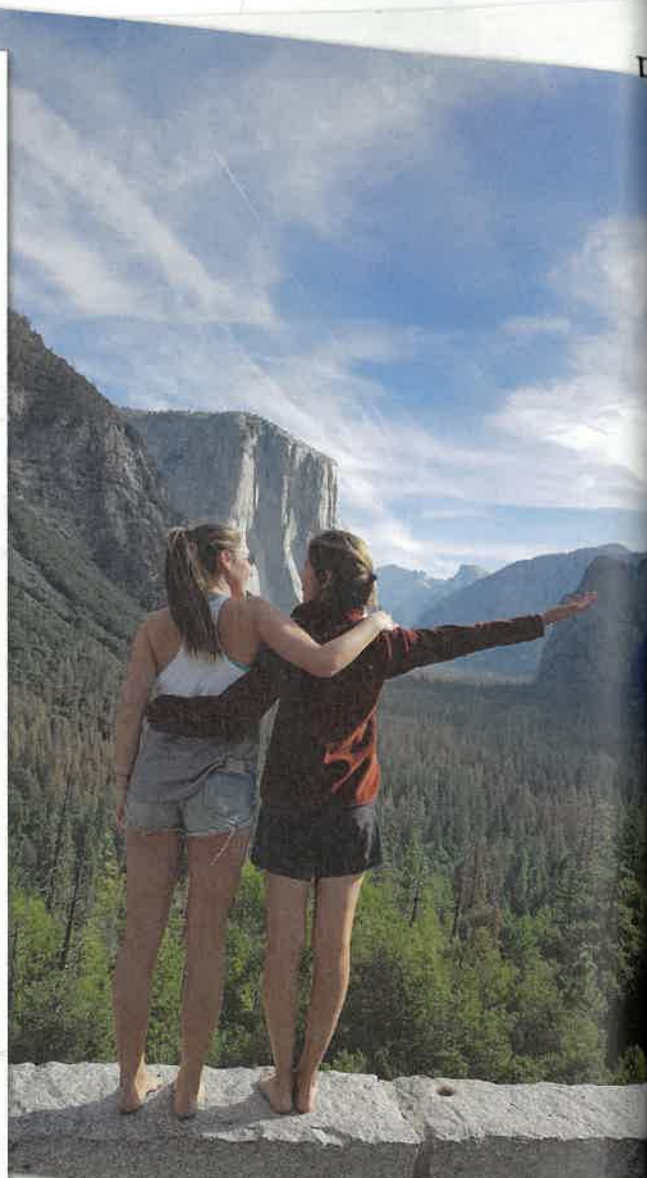
Noch Jahre später träumte ich von dem Auswahlgespräch und dachte, wie einfach es gewesen wäre, die Fragen zu beantworten. Ich hatte verstanden, dass man sich auf Auswahltagungen vorbereiten muss. Bei meiner nächsten Bewerbung wollte ich es besser machen. Sie wurde zu meiner Eintrittskarte in die Welt der Segelboote und Wachsjacken.

Lernen, ambitioniert zu sein

Der Leitspruch der Schule Schloss Salem lautet »*Plus est en vous*«, also: »Es steckt mehr in dir«. Es ist das Selbstverständnis einer Elite-Institution: Salems Absolventen sollen später beruflich viel erreichen und Führungsrollen in der Gesellschaft übernehmen. Wie auf jeder anderen Schule auch schaute der Mathelehrer deshalb streng, wenn einer meiner Mitschüler die Hausaufgaben nicht gemacht hatte. Wenn das aber zwei- oder dreimal passierte, gab es keinen Eintrag ins Klassenbuch, sondern Nachhilfe. Jeder Schüler hatte einen Mentor, der diese organisierte, ohne dass man selbst etwas dafür tun musste.

Die Mentoren waren unser Elternersatz: Jeder von ihnen war für einen Flügel zuständig und betreute die zehn bis fünfzehn Schülerinnen oder Schüler, die dort wohnten. Meine Mentorin hatte graue, kinnlange Haare, einen strengen Blick und trug in meiner Erinnerung stets Wanderstiefel. Morgens klopfte sie an jede Zimmertür, damit niemand verschlafen konnte. Als ich mehrmals in Chemie fehlte, lud sie mich zum Gespräch ein, noch bevor mein Notenschnitt darunter leiden konnte. Und einmal, als ich abends nach der »Flügelzeit« um 22 Uhr noch mein Zimmer verlassen und mich auf den Jungsfügel schleichen wollte, stand sie bereits auf dem Gang und schickte mich mit einer Handbewegung zurück. Sie schien unsere Fehlritte zu erahnen, noch ehe sie uns in Schwierigkeiten bringen konnten. In Salem verstand ich, was möglich ist, wenn genug Zeit, Geld und Ressourcen da sind.

Vielleicht wollten in Salem deshalb alle alles, wollten Medizin studieren trotz Drei-Komma-Schnitt, wollten nach Oxford, auch ohne ein perfektes Englisch zu sprechen. In einem Winter kam ein Mitglied der Auswahlkommission aus Yale vorbei, um Bewerbungsgespräche mit uns zu üben. In solchen Momenten fühlte ich mich wie eine Touristin. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass Salem mir nicht nur beim Abi half, sondern auch bei den SATs, den Zulassungstests für US-Colleges. Und ich war nie auf die Idee gekommen, dass



Janne (rechts) mit einer Freundin bei einem Ausflug im Yosemite-Nationalpark. Sie studierte an der University of California.

Mit besten Grüßen

Hinweis zum Datenschutz: Die bei Angebot aufmerksam. Dieses Schre

Angebot aufmerksam

würde Ihnen vor

ein Studium in Yale auch für mich eine echte Möglichkeit sein könnte. In Salem wurden nicht nur Trigonometrie und die Werke Goethes gelehrt, sondern auch Ehrgeiz.

Wirklich außergewöhnlich war ich als Stipendiatin in Salem nicht. Immerhin etwa 120 der rund 600 Schüler bekommen einen Nachlass bei den Internatsgebühren, also etwa jeder fünfte. Wie viel Förderung man erhält, hängt vom Einkommen der Eltern ab. 100 Prozent der Schulgebühren werden niemandem erlassen, doch pro Jahr gibt es zwischen 6000 und 37.000 Euro. Es gibt Schüler, für die das Stipendium eine Auszeichnung für gute Noten, aber keine ökonomische Notwendigkeit ist. Und es gibt solche wie mich, für die Salem ohne diese Förderung nicht möglich gewesen wäre.

Für diesen Text fahre ich zurück dorthin. Ich möchte verstehen, warum ich damals ausgewählt wurde, und treffe mich mit Stephanie Nau, 40, dunkler Hosenanzug, dunkles halblanges Haar, selbstbewusstes Lächeln. Meine Zulassung hatte einer ihrer Vorgänger beschlossen, heute organisiert Nau den Entscheidungsprozess darüber, wer aufgenommen wird und wer ein Stipendium bekommt. »Stipendiaten«, sagt Nau, »sollen in Salem Leistungsträger sein.« Von ihnen werde etwas mehr erwartet als von anderen Schülern: etwas bessere Noten, verantwortungsvollere Schülerämter, mehr Engagement.

Ich nicke, daran erinnere ich mich: Gegen Ende meines ersten Schuljahres bat mich meine Mentorin um ein Gespräch. Sie sei enttäuscht, sagte sie, sie habe mehr von mir erwartet. Ich wusste nicht, was sie meinte, immerhin arbeitete ich auf einen Notenschnitt von 1,0 hin. Heute vermute ich, dass sie mich anspornen wollte, mich noch stärker im Sanitätsdienst der Schule zu engagieren oder dem Orchester beizutreten. Bei mir hinterließ das Gespräch aber vor allem Verunsicherung.

In meiner Erinnerung gab es zwei Gruppen von Schülern in Salem: jene, für die diese Welt selbstverständlich war. Ihr Ehrgeiz war weichgezeichnet durch Mühelosigkeit, gute Manieren, ein zuvorkommendes Lächeln. Die Ambitionen der anderen äußerten sich roher, aggressiver, nervöser: Es waren jene, die Angst hatten, die gerade gewährten Privilegien wieder zu verlieren. Dazu zählten viele der Stipendiaten.

Ich versuchte zu verbergen, dass ich noch nie im Urlaub an der Côte d'Azur war und auf meine gebrauchte Barbourjacke lange sparen musste. Andere Schüler riefen ein Taxi, damit der Fahrer ihnen Burger vom nächsten McDonald's holte. Gingen wir abends in die Dorfkneipe, verschwand ich manchmal auf die Toilette und trank Wasser aus dem Hahn, weil mir für ein weiteres Glas Wein das Geld fehlte. Meinen Mitschülern waren diese Unterschiede ziemlich egal. Eine Freundin gab mir Cosmopolitans aus. Eine andere lieh mir für ein Abendessen ihr Armani-Kleid, weil ich nichts Passendes im Schrank hatte. Blöde Sprüche hörte ich nie.

Was mich belastete, war der Druck, beweisen zu wollen, dass ich das Stipendium, insgesamt etwa 74.000 Euro, wirklich verdiente. Ich war zwischenzeitig überzeugt, dass die Auswahlkommission einen Fehler gemacht haben musste, als sie mich aufgenommen hatte. Es ging mir zunehmend auch körperlich schlecht. Das erste Schuljahr konnte ich nicht zu Ende bringen. Panikattacken, diagnostizierte ein Arzt später. Nach einer besonders heftigen Episode fuhr meine Mutter mit ihrem alten roten Van in Salem vor und brachte mich nach Hause. Wieder einmal hätte ich es ohne ihre Hilfe wohl nicht geschafft.

Nie vergessen, worum es geht

Als ich nach meiner ersten, verpatzten Bewerbung nach Hause kam, damals, als ich den Bundestag nicht vom US-Kapitol unterscheiden konnte, reagierte meine Mutter vorwurfsvoll. Nicht gegen mich, sondern gegen sich selbst. Sie ärgerte sich, weil »wir uns« nicht vorbereitet hatten. Als Salem dann eine handschriftliche Bewerbung forderte, brachte meine Mutter, um ein Vielfaches geduldiger als ich, mich nach jedem Tintenklecks im Anschreiben dazu, noch einmal anzufangen. Wenn, dann richtig, sagte sie.

Meine Mutter kommt aus einem Arbeiterhaushalt, wie viele ihrer Generation. »Für die Schule interessierten sich meine

Eltern nicht besonders«, sagt sie heute. »Die glaubten, dass ich das schon irgendwie mache. Oder eben nicht.« Bis zum Abi biss sie sich durch. Weil meine Großeltern ihr die Visagistschule nicht bezahlen wollten, machte sie eine Lehre zur Friseurin. ▶

Die Mentorin schien unsere Fehlritte zu erahnen, ehe sie uns in Schwierigkeiten brachten«

Meinen Geschwistern und mir schenkte meine Mutter regelmäßig englischsprachige Bücher zu Weihnachten, obwohl wir dann das Gesicht verzogen. Sie lud Jugendliche aus Hongkong oder Kanada ein, bei uns den Sommer zu verbringen, obwohl sie allein mit drei Kindern eigentlich genug zu tun hatte. Mit 40 fing meine Mutter ein Studium an, Chemie und Englisch auf Lehramt. Sie wollte sich eine neue berufliche Perspektive eröffnen und unabhängig sein von Unterhaltszahlungen oder staatlichen Zuschüssen. Inzwischen ist sie verbeamtet.

Die Angst meiner Mutter, dass das Geld nicht bis zum Monatsende reichen würde, war die emotionale Grundtemperatur meiner Jugend. Dadurch verinnerlichte ich aber auch, dass Bildung der Schlüssel zu einer besseren Zukunft ist.

Wenn Stipendien helfen sollen, das Versprechen von Aufstieg durch Bildung einzulösen, müssen sie an die Richtigen gehen. Natürlich wäre es am einfachsten, diejenigen Bewerber auszuwählen, die im Gespräch am souveränsten sind. Die mit dem französischen Kindergarten, die bei Bach mitsummen und ein volles Bücherregal im Kinderzimmer hatten. Dann würden Stipendien aber Menschen bekommen, die schon immer stärker gefördert wurden als andere.

Diese Tendenz gibt es: Eine Erhebung der Initiative für transparente Studienförderung aus dem Jahr 2016 zeigt, dass Akademikerkinder bessere Chancen auf ein Stipendium haben als Arbeiterkinder, Menschen ohne Migrationshintergrund bessere als Menschen mit.

Wobei sich die Zahlen von einem Förderungswerk zum anderen stark unterscheiden und verändern. In der Studienstiftung des deutschen Volkes zum Beispiel, Deutschlands größtem Begabtenförderungswerk, von dem auch ich ein Stipendium erhalte, haben inzwischen 22 Prozent der neu aufgenommenen Studierenden einen Migrationshintergrund. Das ist höher als ihr Anteil an Studierenden in Deutschland. Allerdings sind dort die Bewerbungen von Studenten noch immer erfolgreicher als die von Studentinnen. Wieso kommt es immer noch zu Ungleichheit bei der Auswahl?

Ich besuche Annette Julius, 54, die Generalsekretärin der Stiftung. Meine Auswahltagung fand in einer Jugendherberge statt, jetzt treffen wir uns in der Zentrale in Bonn. Auf dem Tisch steht Cappuccino statt Hibiskustee. Und dieses Mal stelle ich die Fragen. »Viele der Kriterien, mit denen Stipendienggeber auswählen, können sozial selektiv wirken«,



Heute studiert Janne an der LMU und kann sich die 550 Euro Miete in München dank ihres siebten Stipendiums leisten.

»Irgendwoher habe ich einen unerschütterlichen Glauben daran, dass ich überall hinkommen kann«

sagt Annette Julius. Es gebe, sagt sie, Ungleichheitsforscher, die dazu raten, ausschließlich Noten als Auswahlkriterium zu wählen. Alles andere sei habitusanfällig. Zum Beispiel das soziale Engagement: »Das braucht Zeit, Ermutigung und ein entsprechendes Umfeld. Wer nebenbei arbeiten muss oder sich um Geschwister kümmert, wird kaum zu Treffen der Rotarier gehen.« Ich denke an meine Zeit in Salem, wo jeder Schüler einen Dienst machen musste, mit dem Nebeneffekt, später »Freiwillige Feuerwehr« oder, in meinem Fall, »Sanitätsdienst« in den Lebenslauf schreiben zu können.

Annette Julius erklärt, dass die Auswahlkommissionen der Studienstiftung angehalten seien, Leistungen und Engagement im Kontext der individuellen Biografien zu betrachten. Wem war was möglich? Wer hatte wofür Zeit? »Ein großes Miss-

verständnis ist, dass die Förderung eine Belohnung für vergangene Leistungen sei«, sagt Julius. »Das ist sie nicht. Sie ist ein Vertrauensvorschuss. Die Förderung soll dazu beitragen, dass ein Potenzial sich entfalten kann.« Das solle auch für diejenigen gelten, deren Potenzial bisher von niemandem erkannt worden sei.

Wer hat, dem wird gegeben

In der Realität gibt es jedoch einen anderen Effekt: Stipendien sind wie ein Gütesiegel im Lebenslauf. Mit jeder erfolgreichen Bewerbung erhöht sich die Chance, bei der nächsten wieder ausgewählt zu werden. Soziologen sprechen vom »Matthäus-Effekt«: Wer hat, dem wird gegeben. Bei den Auswahlverfahren merkte ich außerdem, dass einige der Bewerber entspannter sind: die nämlich, die solche Verfahren schon kennen.

Sie haben mehr Übung darin, sich gut zu verkaufen, so dass zum Beispiel ein Studiengangwechsel nicht mehr wie ein Manko im Lebenslauf wirkt, sondern wie eine logische, ja sogar äußerst kluge Entscheidung. Sie wissen auch, was gemeint ist, wenn alle sagen, man solle »einfach man selbst« sein. Nämlich, dass man einfach man selbst sein sollte, nur unaufgeregter, klarer, präziser, mit etwas tieferer Stimme und etwas geraderem Rücken. Bei meinem letzten Auswahlverfahren merkte ich, dass ich inzwischen auch zu dieser Gruppe gehöre, zu den Entspannteren, Routinierten.

Denn mit jedem Stipendium gewinnt man etwas mehr Vertrauen in sich selbst. Diese Bestätigung kann alles bedeuten, gerade für diejenigen, die nicht von Lehrern, Erziehern oder Eltern in ihrem Weg bestärkt wurden. Natürlich ist es heikel, sein Selbstbewusstsein von der Zustimmung anderer abhängig zu machen. Aber mich hat jede Zusage stärker gemacht.

Vielleicht habe ich mich auch deswegen entschieden, Journalistin zu werden. Dieser Beruf ist unsicher, gerade für Einsteiger. Viele hangeln sich von einer befristeten Stelle zur nächsten oder versuchen sich als Freie über Wasser zu halten. Ich weiß das. Aber irgendwie habe ich auch das Gefühl, das alles gelte für mich nicht. Oder: nicht wirklich.

Die Berufschancen sind in unserer Gesellschaft nicht fair verteilt. Erfolg steigt nicht proportional zur eigenen Leistung, auch wenn das immer wieder behauptet wird. Nicht jeder kann alles schaffen. Aber irgendwoher habe ich trotzdem den Glauben, dass ich überall hinkommen kann, wenn ich mich nur genug strecke, hart genug arbeite, mich gut genug präsentiere. Diese Überzeugung konnte bisher nichts erschüttern: Chancen gibt es. Wenn man Glück hat, kann sie jeder ergreifen. Und ich bin dankbar für mein Glück. ♦

Das berufsbegleitende Hochschulstudium.

Die FOM Hochschule ist mit über 55.000 Studierenden auf Platz 4 der bundesweit 420 Fachhochschulen und Universitäten sowie die größte private Hochschule Deutschlands. An 32 Hochschulzentren bundesweit haben Berufstätige die Möglichkeit, ein Präsenzstudium neben dem Beruf zu absolvieren. Verschiedene Zeitmodelle gewährleisten, dass das Studium optimal mit der Berufstätigkeit vereinbar ist.

Über 40 Bachelor- und Masterstudiengänge in sechs Hochschulbereichen.

Hochschulbereich
WIRTSCHAFT & MANAGEMENT

Hochschulbereich
WIRTSCHAFT & RECHT

Hochschulbereich
WIRTSCHAFT & PSYCHOLOGIE

Hochschulbereich
IT MANAGEMENT

Hochschulbereich
INGENIEURWESEN

Hochschulbereich
GESUNDHEIT & SOZIALES

33 FOM Hochschulzentren: Aachen | Augsburg | Berlin | Bochum
Bonn | Bremen | Dortmund | Duisburg | Düsseldorf | Essen
Frankfurt a. M. | Gütersloh | Hagen | Hamburg | Hannover | Herne
Karlsruhe | Kassel | Köln | Leipzig | Mainz | Mannheim | Marl
München | Münster | Neuss | Nürnberg | Saarbrücken | Siegen
Stuttgart | Wesel | Wuppertal | Wien